

Erinnerungen von Guido Katzky

(aufgezeichnet von Hans-Henner Becker, März 2005)

I Einleitung

Meine Mutter hat vor vielen Jahren über ihre Erinnerung an unsere Emigration nach Südamerika und unsere Rückkehr nach Deutschland berichtet. Ich will diese Erinnerungen ergänzen. Sicher, meine Erinnerungen unterscheiden sich von ihren und das ist auch nicht überraschend. Ich war damals ein kleiner Junge. Und auch später sind bestimmte Erinnerungen wichtiger als andere. Oder man erinnert sich nicht immer gern an alles, was passiert ist. Die Schilderungen meiner Mutter enden ungefähr im Jahr 1978. Ich will deshalb auch das ergänzen, was danach geschah.

II Berlin

Ich wuchs mit meinem Bruder Henri und den Eltern in Berlin, Prenzlauer Berg, in der Immanuel-Kirch-Straße auf. Mein Vater besaß mit meinem Onkel eine kleine Werkstatt, in der sie Knöpfe für Mäntel und Jacken herstellten und

färbten. Mein Onkel verließ Deutschland vor uns und ging nach Amerika. Dort besaß er eine Knopffabrik.

Aus den Erzählungen meiner Mutter weiß ich, dass an einem Tag im Jahr 1938 um 5 Uhr morgens mein Vater von einem Revierpolizisten abgeholt und nach Buchenwald deportiert wurde. Mein Vater war Jude, aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass er den jüdischen Glauben praktizierte. Meine Mutter war evangelisch. Weder in Deutschland noch später in Südamerika spielte bei uns in der Familie die Religion eine Rolle.

Die Befreiung aus dem Konzentrationslager hatte mein Vater meiner Mutter zu verdanken. Sie kämpfte sofort darum, den Vater aus Buchenwald zu befreien.

Meine Mutter hatte Kontakte zu einem Revierpolizisten, der ihr den entscheidenden Hinweis gab, wo sich mein Vater befand. Meine Mutter erreichte, dass mein Vater aus dem KZ zurück nach Hause entlassen wurde - allerdings mit der Auflage, dass er Deutschland sofort zu verlassen hätte.

Aus dem Bericht von Guidos Mutter I:
Guidos Bruder Henri fragte sie im Jahr 1935, warum er und Guido als Judenkümmel beschimpft wurden. Die Familie beschloss nach Holland zu gehen, wo Guidos Vater als Knopffärber arbeitete. Aus Heimweh und aufgrund bagatellisierender Berichte von Familienangehörigen aus Berlin kehrte die Familie während der Olympiade 1936 nach Deutschland zurück. Guido erinnert sich nicht an die Zeit in Holland.

III Die Ausreise

Zu dieser Zeit gab es nur noch zwei Möglichkeiten als Jude aus Deutschland zu emigrieren: Bolivien oder China. Der Vater ging im Jahr 1938 nach Bolivien. Die Ausreise, die damals noch möglich war, wenn man Geld hatte, wurde von der Familie meiner Mutter mitfinanziert.

Meine Mutter blieb zunächst mit meinem Bruder, der Mutter meines Vaters und mir gemeinsam in Berlin, weil für die gesamte Familie das Geld für die Reise nach Südamerika nicht reichte. Die Eltern meiner Mutter waren

vermögend. Sie besaßen eine Fleischerei in Charlottenburg. Bevor meine Mutter meinen Vater kennen lernte, hatte sie in dem Betrieb der Großeltern gearbeitet. Vor die Wahl gestellt, sich von meinem Vater scheiden zu lassen oder auch das Land zu verlassen, wählte meine Mutter die Emigration. Auch sie erhielt von der Familie eine finanzielle Unterstützung für die Ausreise.

Ich erinnere mich an sehr stürmische Tage auf See und an die Matrosen, die sich wegen der hohen Wellen an Seilen festhalten mussten. Wir waren fünf Tagesfahrten vom Panamakanal entfernt, als das Schiff, das uns drei nach Chile bringen sollte, wegen des Ausbruchs des zweiten Weltkrieges umkehren und nach Deutschland zurückfahren musste.

**Aus dem Bericht von
Guidos Mutter II:**

Für Juden gab es zwei Möglichkeiten der Ausreise. Bolivien ohne, Shanghai für Juden mit Familienangehörigen. Das notwendige Visum für die Ausreise nach Bolivien wurde von einem europäischen Konsul, der den Vater kennen gelernt hatte, ausgestellt.

Diese war für uns sehr schwer. Meine Mutter musste sich um den Lebensunterhalt kümmern und nach Möglichkeiten suchen, die Ausreise nach Bolivien doch noch zu ermöglichen. Mein Bruder und ich wurden deshalb in einem Kinderheim im Grunewald untergebracht, da

**Aus dem Bericht von
Guidos Mutter III**

Die Mutter von Guidos Vater war in ein Konzentrationslager deportiert und dort ermordet worden. Ihr war die Ausreise zu ihrem anderen Sohn nach Nordamerika verweigert worden.

es auch unsere Wohnung in der Immanuel-Kirch-Straße nicht mehr gab. Vor einigen Jahren haben mein Bruder und meine Mutter nochmals die Straße besucht. Ich dagegen war nie wieder dort. An die Zeit in dem Kinderheim erinnere ich mich nur schlecht. Es sind nur einzelne Bilder, so zum Beispiel Winterspaziergänge im Grunewald. Die

großen Kinder waren alle vorgelaufen und ich hatte geheult, weil es mir so kalt war.

IV Bolivien

Wir verließen Deutschland mit dem letzten Schiff in Richtung Chile. Weiter ging es nach vielen Tagen auf See mit der Eisenbahn nach Bolivien. Der Kontakt zwischen meinem Vater und uns war abgebrochen und er glaubte offenbar nicht mehr daran, dass wir ihm folgen konnten. Er hatte dort auch schon eine andere Frau kennen gelernt. Aber nachdem wir angekommen waren, trennte er sich von seiner neuen Lebensgefährtin.

In Bolivien lebten wir in La Paz und in Cochabamba. Ich ging zunächst in

Aus dem Bericht von Guidos Mutter IV:

Der zweite Versuch nach Bolivien auszureisen erfolgte im Jahr 1940 von Genua / Italien aus. Das Geld hierfür hatte die Mutter von Quäkern erhalten. Das erste Schiff, die „Oracia“ verpassten sie. Zum Glück für die Familie, da die „Oracia“ verbrannte und mit ihr die meisten Passagiere. Sie verließen Genua mit der „Virgilio“ und erreichten ohne Zwischenfälle Arica in Chile

einen jüdischen Kindergarten und später auch in die jüdische Schule. Wegen der sehr schwierigen wirtschaftlichen Situation meiner Eltern lebte ich zwei Jahre in einem Kinderheim. Später wohnten wir zusammen in einer Turmwohnung. Wir führten ein

eigenartiges Familienleben. Unsere Eltern legten beispielsweise abends, bevor sie zur Arbeit gingen, das Fahrgeld für den Schulweg auf den Tisch. Am Morgen nahmen wir es und verließen das Haus, während die Eltern noch schliefen. Ich erinnere mich auch an keinen Sonntag, an denen wir gemeinsam an einem Tisch zu Mittag gegessen haben. Rückblickend habe ich das Gefühl, ohne Eltern aufgewachsen zu sein. Die Rolle des Vaters hatte mein Bruder Henri übernommen. Ich will meinen Eltern aber keinen Vorwurf machen oder sagen, dass ich schlechte Eltern hatte. Es waren halt die Umstände, in denen wir leben mussten. Es gab keine andere Wahl.

Ich hatte meine Eltern nie gefragt, warum wir Deutschland überhaupt verlassen mussten und nun in Bolivien waren. Sie sprachen ihrerseits das Thema auch nie an. Ein einziges Mal erzählte Vater von der schweren Arbeit und dem harten Leben im KZ Buchenwald.

Für mich war es das Normalste der Welt dort aufzuwachsen. Schließlich war ich damals gerade sechs Jahre alt. Ich habe mich benommen, gespielt, wie die anderen meist indianischen Jungen. Und ich erinnere mich auch an den Markt, auf dem das Fleisch auf Zeitungspapier ausgebreitet und offen auf dem Boden lag. Mein Vater arbeitete zu dieser Zeit als Kellner und meine Mutter als Garderobenfrau. Wir lebten alle gemeinsam in einem Zimmer. Als Betten dienten Strohmattentzen. Ich empfand das Leben dort als sehr, sehr primitiv.

An das Ende des Krieges erinnere ich mich sehr gut. In der jüdischen Schule wurde ein großes Fest gefeiert. Ich war ein guter Schüler und sollte ein Stipendium erhalten. Meine Eltern hatten aber kein Geld für die weißblaue Schuluniform. Und eigentlich wollte ich auch lieber arbeiten gehen. Und so verließ ich im Alter von zwölf Jahren die Schule und begann eine Ausbildung als Elektriker. Eigentlich war das keine richtige Ausbildung. Ich und ein anderer Junge mussten Hilfsarbeiten verrichten, Rohrschächte verlegen und Material von einer Baustelle zur anderen transportieren.

Es muss kurz vor Ende des zweiten Weltkrieges gewesen sein, als sich unser Leben in Bolivien völlig veränderte. Mein Vater und sein Freund Blaustein eröffneten ein

Aus dem Bericht von Guidos Mutter V:
Unter anderem eröffneten die Eltern ein Café im europäischen Stil

Spielcasino - und ein Bordell. Es kamen wichtige Leute, Minister und Politiker und die Prostituierten gingen bei uns ein und aus, da wir ja auch dort wohnten. All dies schien mir alltäglich und normal. Und auch ich machte, zwölf Jahre jung, dort meine ersten Erfahrungen mit Frauen: Zum Beispiel mit dem viel

älteren Kindermädchen oder mit einem gleichaltrigen dreizehnjährigen Mädchen mit dem ich Sex in dem Keller unseres Hauses hatte.

Aus dem Bericht von Guidos Mutter VI
Guido, der eine Ausbildung als Goldschmied begonnen hatte, lebte mit seinem Bruder allein in Cochabamba. Später gingen auch sie nach Buenos Aires.

Es war eine Zeit der Ausschweifungen. Ich erinnere mich zum Beispiel an eine Episode, die ich mit meinem Freund Blaustein erlebte. Die Geschichte wirft ein

Licht auf unser damaliges Leben: Ich war mit einem Freund in einem Bordell. Es gab eine Ausgangssperre, da wieder einmal „Revolution“ war. Mein Vater kam mit einem Auto, mit einer Pistole bewaffnet, und holte uns beide nach hause. Und ein anderes Mal glaubten die Besitzer eines anderen Bordells, mein Freund und ich wollten die Prostituierten für das Bordell meines Vaters abwerben. Aber - und das ich mir wichtig - so wie ich aufgewachsen bin, hätte es gut und gern für eine kriminelle „Karriere“ gereicht. Die geringe Schulausbildung, diese Verhältnisse. All das waren sehr schlechte Voraussetzungen. Durch Fleiß und Glück konnte ich aber ein ordentliches Leben führen.

V Argentinien

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges beschloss mein Vater, Bolivien zu verlassen und nach Argentinien zu gehen, weil er dort bessere, solidere Arbeitsmöglichkeiten erwartete.

Aber natürlich hatten wir keine entsprechenden Ausweispapiere, die das ermöglichten. Also gingen wir 'schwarz' nach Buenos Aires, zunächst mein Vater mit meinem Bruder. Später folgten meine

Aus dem Bericht von Guidos Mutter VII:

Die Familie lebte unter sehr ärmlichen Verhältnissen in einer Wellblechlaube mit zwei Zimmern ohne Fenster außerhalb von Buenos Aires. Zwischendurch nahm die Familie auch einen bolivianischen Freund von Guido auf. Später halfen argentinische Verwandte der Familie.

Mutter und ich. Ich erinnere mich gut an die Zugfahrt. Die Bahn fuhr bis zur Grenze und wir mussten durch ein ausgetrocknetes Flussbett laufen. Die Schleißer brachten uns in einer kleinen Pension unter. Am nächsten Tag bestiegen wir den Zug nach Buenos Aires. Beim Einsteigen verfolgte uns ein Grenzpolizist, der uns aber zum Glück nicht aufhalten konnte.

Später zog es mich noch oft zurück nach La Paz, um dort die alten Freunde, bei denen ich meist auch wohnte, zu besuchen. Wieder fuhr ich ohne gültige

Papiere. Bei einem dieser Besuche in Bolivien, ich war damals 16 Jahre alt, hatte ich eine Geliebte, die eine Prostituierte war. Sie „arbeitete“ nachts und tagsüber war ich bei ihr. Und das in diesem Alter! Aber als etwas Schlimmes habe ich es nie empfunden.

Probleme mit ´ordentlichen´ Dokumenten hatte ich immer. Unsere deutsche Staatsangehörigkeit hatten wir nach der Ausreise nach Bolivien behalten. In Argentinien gab es später eine Amnestie für Menschen, die illegal nach Argentinien gekommen waren und wir konnten gültige Ausweispapiere erhalten.

Ich machte bei der Ausgabe einen Fehler, denn ich unterschrieb mit meinem Rufnamen „Guido“ und nicht mit meinen richtigen Vornamen „Günter“. Es hätte nun ein neuer Antrag gestellt werden müssen, was wir aber nicht mehr taten. Also lebte ich bis zu meiner Ausreise nach Deutschland ohne eine korrekte Aufenthaltsgenehmigung in Argentinien. Das einzige Ausweispapier, das ich besaß, war meine Geburtsurkunde aus Berlin.

In Buenos Aires begann ich eine Ausbildung in einer Kürschnerwerkstatt. Eigentümer der Werkstatt waren zwei Polen. Im Gegensatz zu der Ausbildung, wie sie in Deutschland üblich ist, lernte ich dort sowohl den Zuschnitt als auch das Nähen der Pelze. Es gab auch keine Berufsschule. Mit einem der beiden Polen, Aylon, eröffnete ich später auch einen gemeinsamen Betrieb. Wir hatten uns auf die Konfektionierung von Pelzen spezialisiert. Es war also kein Laden, in dem man Pelze erwerben konnte, sondern wir arbeiteten als Zulieferer. Die Werkstatt befand sich in der Calle Junín, die in einem jüdischen Viertel im Zentrum von Buenos Aires liegt. Zu meinem Freundeskreis und dem meiner Familie zählten sowohl Menschen jüdischen und nicht-jüdischen Glaubens. Ich lebte in dieser Zeit nicht mehr bei den Eltern, sondern mit Freunden in einer Pension.

Zu dieser Zeit - so um das Jahr 1948 - begann ich auch Tango zu tanzen. An den Anlass und den Ort, wo alles begann, erinnere ich mich nicht mehr. Tangotänzen war damals auch nicht etwas Besonderes wie heute in Berlin,

sondern eine eher normale Freizeitbeschäftigung. Meine Freunde und ich gingen, weil wir noch minderjährig waren, in so genannte Clubs. Diese sind vergleichbar mit Nachbarschaftszentren in Berlin.

Als ich älter war, tanzte ich sehr oft und war auch als guter Tänzer bekannt. Und zu dieser Zeit, als Volljähriger, durfte ich auch in die richtigen Tangolokale gehen, von es sicher heute nicht mehr viele gibt.

In einer Milonga, so heißen die Tangolokale in Buenos Aires, an deren Namen ich mich aber nicht erinnere, lernte ich im Jahr 1951 meine erste Frau Nelly Leturni, kennen. Die Mutter von Nelly war Argentinierin, der Vater Franzose. Die Familie lebte schon lange in Buenos Aires. Ich erinnere mich gut an unsere erste Begegnung. Ich suchte den Blickkontakt zu ihr, um sie – so war das üblich – zum Tanzen aufzufordern. Zunächst wollte sie nicht! Aber eine Freundin von Nelly lobte wohl meinen Tanzstil. Wir tanzten und blieben von diesem Augenblick an bis zu ihrem Tod zusammen.

Nach der Heirat und der Geburt der Kinder habe ich nicht mehr regelmäßig und intensiv getanzt, sondern nur noch manchmal auf Festen. Ich musste lange und schwer arbeiten und Nelly kümmerte sich um die Kinder.

Geheiratet haben wir aber erst kurz vor der Geburt unseres Sohnes René im Jahr 1957. Im Januar 1954 war Orlando, 1955 Monika und 1956 Marcello geboren worden. Alle meine Kinder sind katholisch getauft.

Ich hatte wenig Zeit für meine Kinder, da Nelly wegen der Erziehung der Kinder und dem Haushalt nicht arbeitete und ich allein für den Unterhalt der Familie aufkommen musste. Überhaupt war das Leben, das wir führten, nicht vergleichbar mit dem Alltag, den Familien hier in Deutschland kennen.

Vor der Taufe von René überzeugte mich ein katholischer Pfarrer, nun doch endlich zu heiraten. Ich wies auf das Problem meiner fehlenden Ausweispapiere hin. Der Pfarrer meinte aber, dass dies kein Problem darstelle. Er wollte uns auch ohne Papiere trauen. Und so heirateten wir noch im Krankenhaus.

In dieser Zeit arbeitete ich als Kürschner. Zunächst lebten wir mit meinem Freund Blaustein, seiner Frau und deren beide Kinder gemeinsam in einer Wohnung in San Martin, in der Nähe von Buenos Aires. Dann erhielt er aus Deutschland eine Wiedergutmachungszahlung, kaufte ein Haus und zog mit seiner Familie aus.

VI Rückkehr

Im Jahr 1958 ging mein Vater nach Deutschland zurück. Er lebte zunächst in Berlin, lernte dort eine Frau kennen und sie zogen nach Düsseldorf. Dort hatte er in einem Versandhandel gearbeitet. Meine Eltern hatten sich schon im Jahre 1946, noch in Bolivien, getrennt, weil Vater häufig fremdgegangen war. Er war halt ein kleiner Bandit! Und auch mit Geld konnte er nicht umgehen. Beispielsweise hatte er keine Opferrente erhalten, sondern sich das Geld bar auszahlen lassen und schnell 'verpulvert'.

Im Jahr 1962 verstarb Nelly in Buenos Aires an Herzversagen. Eine Ursache waren sicher auch unsere schwierigen Lebensumstände und auch das Gesundheitssystem funktionierte damals nicht so gut wie in Deutschland. Außerdem ging man auch nicht so häufig zum Arzt. Meine Mutter war in dieser Zeit schon in Deutschland. Zunächst sollte es nur ein Besuch bei der Familie Blaustein sein und sie wollte ihre Papiere in Ordnung bringen. Dann entschloss sie sich aber dort zu bleiben und arbeitete in einem Konfektionsladen der Eltern meines Freundes Blausteins, der schon im Jahr 1958 oder 1959 nach Deutschland zurückgekehrt war.

Aus dem Bericht von Guidos Mutter VIII:

Der unstete Lebenswandel des Vaters, seine Beziehungen zu anderen Frauen und die ständigen Ortswechsel brachten die Mutter zu dem Entschluss, sich von ihm zu trennen. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland eröffnete er in Berlin wieder eine Knopffabrik, verwirtschaftete aber das Geld. Er pendelte anschließend noch einige Male zwischen Südamerika und Deutschland bevor er 1963 in Düsseldorf starb.

Ich rief sie an und wir besprachen die neue Situation. Schnell fassten wir den Entschluss, dass ich mit den Kindern auch nach Deutschland gehe, denn ich wusste nicht, wie ich es schaffen sollte zu arbeiten und gleichzeitig die Kinder ordentlich großzuziehen. Ich löste die Wohnung in Buenos Aires auf, suchte einen Nachmieter, verkaufte die Möbel. Mein Bruder, der zu der Zeit noch in Buenos Aires war, nahm die Kinder auf, damit ich alles erledigen konnte. Kurz zuvor hatte auch ich eine Entschädigung erhalten, die vieles einfacher machte. Nun tauchte wieder das Problem mit den nicht vorhandenen Urkunden auf. Ohne gültige Ausweispapiere wurde mir nicht erlaubt, das Land zu verlassen. In meinem Ärger und meiner Verzweiflung forderte ich den Beamten auf, mich und die Kinder des Landes zu verweisen. Sozusagen als Strafe, die meine Probleme löst! Ich besaß halt nur eine deutsche Geburtsurkunde und die Unterlagen vom Standesamt mit den Einträgen der Kinder. Also nahm ich die Hilfe eines Freundes an, der mir gegen eine Geldzahlung einen Ausweis besorgte. Nicht einen gefälschten, sondern einen ganz ordentlichen...! Dann buchte ich die Flüge und kehrte mit den Kindern am 2. November 1962 nach Deutschland zurück.

Heute zieht mich nichts mehr nach Buenos Aires. Ich habe insgesamt keine guten Erinnerungen an das Land. Viel Arbeit, wenig Geld. Es hatte immer gerade mal so gereicht.

VII Ein neues Leben in Berlin

Im Deutschland lebten wir, meine Mutter, die vier Kinder und ich einen Monat lang in einem Zimmer in der Xantener Straße in Berlin. Es war sehr kalt und die Kinder haben sehr gefroren, nicht zuletzt, weil sie ja bis dahin keinen richtigen Winter gekannt hatten. Aber dann bezogen wir eine Vierzimmerwohnung in der Pariser Straße. Wir lebten in dieser Zeit in sehr einfachen Verhältnissen. Mutter hörte auf zu arbeiten und zog die Kinder groß,

während ich arbeiten ging. Das Eingewöhnen in Deutschland war für uns sehr schwierig. Sowohl die Kinder als auch ich sprachen nur Spanisch. In Bolivien und Argentinien hatten wir uns zuhause nur ganz zu Anfang auf Deutsch unterhalten. Nun mussten wir es hier wieder erlernen.

Zum meinem Vater wurde der Kontakt aufrechterhalten. Ihm ging es finanziell nicht gut, da er wie geschildert seine Rente schnell ausgegeben hatte. Er starb im Jahr 1963 im Alter von 54 Jahren in Düsseldorf an Herzversagen. In diesem Jahr siedelte auch mein Bruder Henri mit seiner paraguayischen Frau nach Berlin über.

Auch mir halfen die Blausteins. Auf deren Vermittlung hin fand ich eine Stelle als Kürschner und Näher im Pelz- und Konfektionshaus „Wolf“ auf dem Kurfürstendamm. Der Besitzer war ein Jude namens William Wolf. Ich fragte Freunde, da ich ja keine Ahnung hatte, wie hoch der Stundenlohn sein müsste, damit ich eine Familie in Deutschland ernähren konnte. Sie sagten mir, dass mindestens vier Mark in der Stunde notwendig seien.

Mit dieser Vorstellung ging ich auch in die Gehaltsverhandlungen. Aber der Meister des Betriebes wies darauf hin, dass die Näherinnen drei Mark und die Kürschner drei Mark und dreißig Pfennig in der Stunde verdienten. Aber dies war ja für mich nicht ausreichend: Also machte ich den Vorschlag, probeweise als Näher zu arbeiten. Wenn der Chef zufrieden sein sollte, wäre der Lohn vier Mark, wenn nicht, sollte er mir nach einer Woche den Lohn in Höhe von drei Mark Stundenlohn zahlen und ich würde gehen. Der Chef war einverstanden. Aber schon nach drei Tagen bekam ich meine Festeinstellung, da ich dreimal so schnell Mäntel nähen konnte wie die Näherinnen. Das war am 13. November 1962. Um mehr zu verdienen, nahm ich auch noch nach Feierabend Arbeit mit nach Hause. Als Mann war es in dieser Zeit nicht leicht vier Kinder allein zu erziehen, zumal im Alter von 28 Jahren. Aber mein Ziel war es, den Kindern, soweit es ging, Stabilität und ein Gefühl für Verantwortung zu geben.

Auch in Deutschland wurde in der Familie nie darüber gesprochen, warum meine Eltern, mein Bruder und ich nach Südamerika emigrieren mussten. Erst in der Schule sind die Kinder mit dem Nationalsozialismus und seinen Folgen konfrontiert worden. Sie, zwischen 1954 und 1962 in Argentinien geboren, hatten ihre Geschichte nicht in Zusammenhang mit der Nazizeit und der Emigration gebracht.

Bei der Firma Wolff blieb ich zehn oder elf Jahre. Nach dem Tod des Ladeninhabers übernahm dessen Witwe das Geschäft. Ich hatte aber das Gefühl, dass es mit der Firma abwärts ging, da sie nur eine geringe Erfahrung mit der Leitung eines Betriebes hatte. Ich entschloss mich, eine eigene Kürschnerei zu eröffnen, mich selbständig zu machen. In der Xantener Straße mietete ich 1973 ein Ladenlokal an und war nun mein eigener Herr.

Die Kinder gingen in der Pariser Straße auf die Ludwig-Kirch-Schule und auch in den Hort. Während ich arbeitete kümmerte sich meiner Mutter um die Kinder. Orlando kam in der Schule nicht richtig zurecht. Ich erhielt den Rat, es muss im Jahr 1965 gewesen sein, mich an die Rudolf-Steiner-Schule zu wenden. Die Vertreter der Schule stellten aber klar, dass, wegen der speziellen Methoden, entweder alle vier oder keines der Kinder die Rudolf-Steiner-Schule besuchen könnten. Ich entschloss mich, alle Kinder dorthin zu schicken. In dieser Zeit erhielt ich viel Unterstützung durch andere Eltern. Sie halfen bei den Schulaufgaben oder besorgten einem der Kinder auch eine Lehrstelle in einer Büromaschinenhandlung.

In diesem Jahr lernte ich bei einem Freund meine spätere zweite Frau, Bärbel, kennen. Sie, achtzehnjährig, arbeitete in einem Friseursalon. In dieser Zeit war ich meist nur mit viel jüngeren Frauen zusammen. Die Chance gleichaltrige Frauen zu treffen war sehr gering, so dass nur die älteren und jüngeren Frauen für einen Junggesellen wie mich „erreichbar“ waren.

Bis dahin hatte ich mit meiner Mutter und den Kindern, die nach und nach das Haus verließen, zusammen gelebt. Bärbel und ich heirateten im Jahr 1978 und zogen nach Steglitz. Nach kurzer Zeit ging sie nicht mehr arbeiten.

Rückblickend begann eine gute, ruhige Zeit. Die Kinder und Bärbel verstanden sich sehr gut, ich verdiente viel, fuhr „dicke Autos“ und wir verreisten oft. Es war halt ein ganz normales Leben.

Ab dem Jahr 1984 betrieben Bärbel und ich neben dem Kürschnergeschäft auch einen Marktstand auf dem wir Ledertaschen verkauften. Allerdings hatte das Kürschnerhandwerk zu dieser Zeit mit großen Problemen zu kämpfen. Gerade die Jugend war zunehmend gehen das Tragen von Pelzen eingestellt. Die Situation verschärfte sich im Laufe des Jahres 1994, so dass Bärbel begann, als Verkäuferin bei EDEKA als zu arbeiten. Dann ging ich Pleite. Vielleicht bin ich doch ein wenig wie mein Vater!

Zwei Jahre später trennte sich Bärbel von mir. Sie wollte, wie sie sagte, mehr Selbständigkeit erlangen. Dabei muss man wissen, dass sie keine rechte Vorstellung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse hatte. Für mich war Bärbel eigentlich auch so etwas wie ein fünftes Kind. Die Trennung war für mich ein Weltuntergang. Schließlich war ich inzwischen 62 Jahre alt und ich fragte mich, was ich nun mit diesem Leben noch anfangen soll. Eine alte Frau als Partnerin suchen? Für mich schien das Leben gelaufen zu sein. Dazu kam meine schlimme wirtschaftliche Situation. Ich lebte drei Jahre von der Sozialhilfe, wobei ich sagen muss, dass dies mir nun gerade nicht viel ausgemacht hat. Nach drei Jahren erhielt ich dann eine Rente, die sich aus den eingezahlten Beiträgen und einer Opferrente zusammensetzt.

VIII Tango

Mir wurde deutlich, dass ich allein mit der Trennung nicht klarkommen konnte. Ich erfuhr von einer Selbsthilfegruppe. Dort trafen sich Menschen, die von ihren Partnern verlassen worden waren. Dorthin zu gehen, fiel mir nicht leicht. Für mich war das eine ungewohnte Situation, da ich es nicht gewohnt war, vor Fremden über meine Gefühle zu sprechen. Ich galt in der Gruppe als „Macho-

Typ“, als Außenseiter. Es gab auch Diskussionen, ob ich überhaupt aufgenommen werden sollte. Und mir ging es, im Vergleich zu den anderen doch noch recht gut. Die meisten waren sehr verletzt, weil sie wegen einer anderen Frau oder einem anderen Mann verlassen worden waren. Das wog ja noch viel schwerer. Ich nahm eine ganze Weile an den Gruppensitzungen teil und freundete mich mit drei Frauen an. Eines Tages sagte der Leiter der Gruppe zu mir, dass ich nicht mehr kommen brauche, da die Sitzungen für mich „nur noch einen Unterhaltungswert“ hätten. Es stimmt ja auch, dass ich viel Unruhe in die Gruppe gebracht habe, weil ich mit meinen Meinungen häufig allein stand. Ich bemerkte beispielsweise, dass die anderen nur so lange leiden würden, bis sie einen neuen Partner kennen lernten. Dies wurde von den anderen Mitgliedern der Gruppe vehement bestritten. Mit den drei Frauen hielt der Kontakt außerhalb Gruppe und auch noch später. Es entstand eine gute Freundschaft. Wir gingen essen oder spielten Tennis.

Eines Tages, Ende 1996, berichtete eine der Frauen, dass an der Uni ein Tango-Workshop angeboten würde und fragte, ob ich als „Argentinier“ keine Lust hätte daran teilzunehmen. Das war der Beginn meiner zweiten „Tango-Karriere“. Der Leiter des Kurses beobachtete mich beim tanzen. Und obwohl ich keinen Schritt mehr richtig beherrschte, erkannte er, dass ich schon einmal Tango getanzt haben muss. Schon am zweiten Tag gab es Probleme mit meiner Tanzpartnerin, weil ich mich an die alten Schritte erinnerte, die sie aber noch nicht kannte.

Ich habe nie eine Tanzschule besucht. Alles was ich kann, ist „von allein“ gekommen oder habe ich bei anderen gesehen. Ich tanze so wie die Menschen in Argentinien. Hier in Deutschland werden die Leute auf Showtanzen getrimmt. Vielleicht hat sich auch in Buenos Aires etwas an dem Tanzstil zum Beispiel bei den jungen Leuten verändert. Aber die Alten tanzen sicher noch immer den Stil, den ich beherrsche, den ruhigen Stil, nicht die vielen Boleros. Die Leute hier wollen immer neue Schritte lernen. Es kommt

aber nicht darauf an, viele Schritte zu lernen, sondern die Schritte gut und sicher zu beherrschen.

Ich verkehrte dann häufig in einem argentinischen Lokal in Charlottenburg, dem TriaLarit. Dort gab ein Mann Tangounterricht. Aber es war ein schlechter Lehrer. Es kamen wenige Leute und er beschäftigte sich mehr mit den Frauen als mit dem Unterricht. Nachdem sich die Inhaber des Lokals von dem Tangolehrer getrennt hatten, fragten sie mich, ob ich nicht den Unterricht übernehmen wolle. Ich willigte ein, einmal wöchentlich Unterricht zu geben – und dann wurden es vier Abende in der Woche. Für mich war dies ein grundlegender Einschnitt in meinem Leben. Es ist nicht mehr das ruhige Leben, das ich bis dahin in Deutschland geführt hatte. Ich erfuhr Bestätigung, hatte die Möglichkeit Menschen kennen zu lernen, zu denen ich früher keinen Kontakt hatte und empfand Erfolg. Das war und ist sehr wichtig für mich.

Mit meinen Schülern spreche ich auch über die Faszination des Tangos. Eine Tanzpartnerin sagte einmal, dass sie nicht sagen kann, warum sie nicht aufhören kann, Tango zu tanzen. Es sei wie eine Sucht. Ist es der Wunsch, sich schön zu bewegen? Oder sind es die kleinen Abenteuer, mit jemandem, wenn auch kurz, in einer zärtlichen Bewegung zusammen zu sein? Vielleicht. Es gibt zwei Gruppen von Tänzern. Einerseits Paare, die zusammen mit dem Tanzen beginnen oder sich beim Tanzen kennen lernen. Andererseits die Einzelgänger, die Tango tanzen. Frauen, die allein erscheinen, aufgefordert werden, tanzen, aber nicht einmal mit dem Tanzpartner sprechen. Und später gehen sie wieder, allein. Und dann frage ich mich, was daran so schön ist.

Mein Bruder hat als junger Mann auch getanzt, aber er hat den Tango „verloren“. Meine Kinder haben gar keinen Bezug zum Tango.

Und ich, ich habe noch nie so viele Frauen gehabt wie jetzt, wo ich schon so alt bin. In meinen beiden Ehen war ich ein treuer Mann. Und in der Zeit nach der Rückkehr nach Deutschland habe ich auch Beziehungen gehabt, was auch häufig zu Problemen mit meiner Mutter führte, die mich oft wie eines

meiner Kinder behandelte. Aber dass sich mein Leben noch einmal so ändern wird, habe ich nie gedacht.

IX Schluss

Mein Leben begann sehr aufregend, mündete aber schnell in geordneten Bahnen. Anfangs unter schweren Bedingungen, später war es ein wenig einfacher. Und Arbeit stand immer im Mittelpunkt.

Der Wohlstand in Deutschland, das Verreisen, die Autos – all dies brauche ich heute nicht mehr. Ich habe viele Höhen und Tiefen erlebt bis hin zum Gang zum Sozialamt. Es gab Zeiten da hatte ich zum Leben nur noch 200,-- Mark im Monat. Gut, reich bin ich heute auch nicht und kenne beides, Reichtum und Armut. Die Reisen beispielsweise waren etwas Normales. Heute ist mehr Spannung im Leben. Heute verreise ich nicht mehr, da hier in Berlin so viel Aufregendes geschieht. Und ich habe alles, was ich zum Leben brauche.

Die Emigration, der Holocaust? Manche, die aus der Emigration zurückkehren, berichten, dass es ihnen schlecht ergangen ist. Sicher, seine Heimat, seine Freunde und seine Familie zu verlassen, sein Hab und Gut zurücklassen zu müssen ist immer schrecklich. Aber andererseits: Ich war ein kleiner Junge und die Fremde war für mich ein großes Abenteuer. Außerdem wer weiß, welchem schlimmen Schicksal ich entgangen bin – den Bombennächten, einem Konzentrationslager? Wer weiß es? Heute empfinde ich es als großes Glück, dass ich keine Angst um mein Leben haben musste.

Das Leben heute: Mein Bekanntenkreis hat sich grundlegend verändert. In meiner zweiten Ehe verkehrte ich mit Arbeitern, Handwerkern, kleinen Angestellten. Durch den Tango bin ich mit anderen Menschen zusammengekommen, Frauen und Männern aus akademischen Berufen, Intellektuelle. Das ist eine gute neue Erfahrung. Und ich lerne sehr viel Neues

kennen. Beispielsweise auch, dass man sich mit Ihnen wunderbar und auch ganz normal unterhalten kann. Sie geben mir viel und ich glaube, dass auch ich Ihnen etwas zurückgeben kann. All dies hat mich verändert. Ich habe auch gelernt, Gefühle zu äußern und habe die Scheu vor anderen verloren.

Zu meiner Familie halte ich einen guten Kontakt. Zur Mutter, dem Bruder, den Kindern und Enkeln – aber auch zu meinen beiden Cousinsen, die mich ab und zu aus Amerika besuchen.

Manchmal bedaure ich, nicht etwas früher mit dem Tangounterricht begonnen zu haben, damals, als der Boom begann. Heute empfinde ich mein Leben als sehr aufregend. All das, was ich heute erlebe, tue. Manchmal treffe ich Leute in meinem Alter, die, weil sie allein sind, nicht mehr wissen, was sie mit ihrem Leben anfangen sollen. Für mich sind, wenn ich mein Leben Revue passieren lasse, jetzt meine schönsten Jahre und ich will sie genießen, da ich nicht weiß, wie lange dies noch so sein wird. Im Jahr 1996 habe ich noch gedacht, dass mein Leben ist zu Ende.

Nein, danach hat mein Leben erst begonnen.

Epilog - 9. Oktober 2008

Bis heute gebe ich im „La Guitarra y El Vino“ Tangostunden. Ich bin sehr gern dort. Aykut, der Besitzer, mit dem ich mich gut verstehe, lässt sich immer etwas einfallen, wie er seinen Keller noch schöner gestalten kann. Der Ort passt gut zu meiner Art des Unterrichts. Es ist halt keine normale Tanzschule. Meine Schüler mögen diese private, warme Atmosphäre.

In Februar 2008 gab es eine Lesung meiner Lebensgeschichte in der Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin. Eingeladen hatte der jüdische Kulturverein. Für die musikalische Begleitung sorgten Omar Dubrosky und Carlos Mieres, die Tangos spielten. Es war gut, das ich meine Geschichte erzählt habe, weil ich schon merke, wie viele Menschen sehr intensiv darauf reagieren. Ergänzen kann ich nicht viel, will aber über einen Traum berichten, den ich vor zwei Tagen hatte: Ich war auf einem

Schiff. Viele Menschen drängten die Reeling hinauf. Sie hatte Gepäck dabei. Keiner konnte den Hafen verlassen. Es gab keine Autos und Busse. Dann sollten nur noch Frauen und Kinder an Bord gelassen werden. Mich beschäftigt dieser Traum sehr. Ich war sehr aufgeregt und konnte nichts essen. Vielleicht doch eine Erinnerung an das Schiff, das nach Südamerika fuhr, mit dem wir aber nicht mitfahren konnten und das später untergegangen ist!

Mir ist es wichtig zu ergänzen, dass ich eine uneheliche Tochter, Susanne, habe. Sie wurde 1966 in Hamburg geboren und lebt dort heute mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern, Marvin und Nadja. Sie wurde 1966 geboren. Ihre Mutter hatte ich Mitte der sechziger Jahre in Berlin kennen gelernt. Nach deren Tod wollte ich Susanne zunächst zu mir nehmen. Wo es vier Kinder gibt, da ist auch noch Platz für ein fünftes. Aber sie lebte dann doch bei ihren Großeltern, weil sie dagegen waren, dass Susanne zu mir nach Berlin kommen sollte. Über die Jahre hatten wir zwar Kontakt, aber leider viel zu selten. Heute habe ich das Gefühl, dass wir beide zu scheu waren, uns jeweils beim anderen zu melden. Das ist rückblickend eigentlich sehr schade und bedaure das sehr. Glücklicherweise haben wir wieder Kontakt und die Gelegenheit, über vieles zu sprechen.

Im vergangenen Jahr musste ich von meiner Mutter Abschied nehmen. Sie wurde fast 95 Jahre alt. Und auch meiner Schwägerin, Dora, verstarb am Weihnachtsabend 2007.

Der Einschnitt für mich folgte im März 2008. Ich wurde sehr krank. Die Diagnose lautete Bauchspeicheldrüsenkrebs. Ich habe mich entschieden, mich nicht operieren zu lassen. Auch habe ich eine Chemotherapie abgelehnt. Ich meine, wenn ich gehen soll, dann gehe ich halt. Von einer OP oder Chemotherapie hätte ich mich wahrscheinlich nicht mehr erholt, vielleicht sogar nur noch vor mich hinvegetiert. Ich will auch nicht anders leben als bisher, will das Leben auf meine Art genießen solange es geht. Wie sich inzwischen herausgestellt hat, ist der Krebs nicht mehr operabel. Was mich wütend macht, ist, dass ich zunächst mehrere Monate auf einen Untersuchungstermin warten musste. Dann wurde ich von einem Arzt zum anderen geschickt, von denen die meisten meine Entscheidung nicht respektieren wollten und wollen. Ich empfinde mich, AOK-Patient, als einen Menschen zweiter Klasse. Wie viele Kranke müssen wohl sterben, weil sie einfach zu spät einen Untersuchungstermin bekommen?

Ich versuche, das Beste aus der Situation zu machen. Schmerzen und Schwäche (ich habe schon über 20 Kilo abgenommen) sind zwar da, ich gehe aber dennoch weiter tanzen, wenn auch nicht mehr so viel wie früher, und gebe im „La Guitarra y El Vino“ Unterricht. Dort habe ich auch meinen 75. Geburtstag, meinen letzten, gefeiert. Es war ein sehr schönes und bewegendes Fest. Viele kamen: Meine Familie, Freunde und Bekannte. Überhaupt tut es mir gut zu sehen und zu spüren, wie viele Menschen sich um mich kümmern und denen meine Situation zu Herzen geht. Andererseits schmerzt es zu sehen, wie es ihnen zu schaffen macht, dass ich bald gehen werde.

Vor allem meiner Freundin, Lebensgefährtin und Tanzpartnerin Monika. – Ja, ich will auch noch etwas sehr Schönes berichten. Seit dem 14. April 2007 bin ich mit Monika zusammen. Wir haben uns Ende Februar 2007 im „La Guitarra“ kennen gelernt. Sie hatte zuvor noch nie Tango getanzt und sie kam zu mir in meine Practica. Wir hatten und haben eine wundervolle Zeit und ich weiß, dass sie mich nie im Stich lassen, mich stets lieben und begleiten wird. Ich kann mir keine bessere Frau für mein Leben vorstellen. Ich schätze ihre Freundlichkeit, ihre Hilfsbereitschaft, ihre respekt- und liebevolle Art auch meinen Kindern und Freunden gegenüber. Es ist traurig, dass ich das nicht mehr lang erleben werde.

In den vergangenen Jahren sind viele Freunde gestorben. Beispielsweise meine Tennispartner. Und dann denke ich ihr, dass wir da oben möglicherweise bald ein Doppel spielen können...

Ich freue mich auch sehr darüber, dass der Kontakt innerhalb meiner Familie und vor allem zwischen all meinen Kindern enger wird. Und auch dienstags und mittwochs bei Aykut spüre ich, wie sich alle um mich kümmern und es sich etwas untereinander verändert. Es tut gut zu wissen, dass ich Freunde habe. Gleichzeitig macht es mich traurig ihre Trauer zu spüren.

Es beunruhigt mich sehr, nicht zu wissen, wie es sein wird, wenn sich meine Lage verschlimmert. Manchmal, wenn ich aufwache und schmerzfrei bin, glaube ich nicht, wirklich totkrank zu sein und wundere mich gleichzeitig, dass ich noch lebe. Dann wieder stelle ich mir vor, dass der Krebs meinen ganzen Körper erobert, sich ausbreitet und mich weiter schwächt. Es ist eigenartig, dass mein Sohn Orlando an derselben Krankheit gestorben ist. Ich weiß genau, was mich erwartet. Deshalb

zögere ich auch, eine Morphiumbehandlung zu beginnen oder in ein Hospiz zu gehen, weil ich dann ja weiß, dass es zum Ende zugeht. Wie wird es wohl sein, wenn ich immer schwächer werde? Ich weiß, dass es bald geschehen wird, aber ich kann es mir nicht vorstellen. Es ist sowohl Sicherheit als auch Unsicherheit. Es ist geradezu spannend...

Eigentlich wollte ich anonym beerdigt werden. Monika ist da offen, wünscht sich aber einen Ort, wo sie mich besuchen kann. Mir ging es eigentlich nur darum, so bescheiden beerdigt zu werden, wie ich gelebt habe und dass meine Familie nicht finanziell belastet wird.

Es ist mir komisch zu Mute zu wissen, dass das alles bald nicht mehr sein wird. Vielleicht gehe ich noch einmal in die Immanuel-Kirch-Straße, dorthin, wo alles begonnen hat. Jetzt kann ich nur noch warten.

Guido Katzky starb am 17. November 2008